

Schmuggler

Autor(en): **Blum, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574196>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

das Land nach der jenseitigen (südlichen) Küste, nach Gorontalo, eine Reise, die bisher noch von keinem Europäer ausgeführt und von vielen Seiten für unmöglich gehalten worden war. Die Hauptschwierigkeiten bestanden dabei nicht einmal in dem oft höchst mühsam zu begehenden Terrain, als vielmehr in dem passiven Widerstand der Bewohner, die Nahrungsmittel und Führer verweigerten. Am 27. Dezember aber, siebenunddreißig Tage nach ihrem Aufbruch von Menado, traf die Kolonne glücklich nach Ueberwindung mannigfacher Gefahren in dem hübsch gelegenen Städtchen Gorontalo ein, das unter seinen fünftausend Einwohnern viele Europäer, Chinesen, Araber u. s. w. zählt. Die eingeborene Bevölkerung machte den Eindruck eines müden Volkes. Befriedigung sinnlicher Genüsse ist ihnen der Hauptzweck des Lebens. Es gibt dort viel mehr Frauen als Männer. Mancher Mann unterhält sich deshalb vier bis sechs Frauen. Es soll vorkommen, daß mehrere Frauen sich zusammentun, um mit ihrer Hände Arbeit sich einen Mann zu verhalten — nur um überhaupt einen zu haben — der dann müßig gehen kann. Auffallend war auch, daß die Mehrzahl der Einwohner Linkshänder sind.

Der Rückweg nach Kema führte teils wieder durch das Innere des Landes, teils wurde er in Booten der Küste entlang vollzogen. In ähnlicher Weise wurden von jenem Standort aus noch eine Reihe von weiteren Reisen ausgeführt und Nord-Celebes durchforscht.

Im Mai 1895 siedelten die beiden Schweizer nach Makassar, auf der westlichen der beiden südlichen Halbinseln gelegen, über. Dies blieb nun fast ein Jahr lang ihre Ausgangsstation und diente ihnen auch als solche bei ihrem zweiten Aufenthalt 1902/1903.

Durch ihre Forschungen stellten sie fest, daß die Insel Celebes eine verhältnismäßig junge Bildung ist. In der sogenannten Frühtertiärzeit, noch von einem untiefen Korallenmeer bedeckt, hob sie sich allmählich — wie der ganze umliegende

Archipel — in der Miocänzeit. Ausgedehnte Landverbindungen, deren Existenz aus der Zusammenfügung der Inselnauna hervorgeht, entstanden. Nord-Celebes war durch eine Landbrücke mit den Philippinen, Süd-Celebes mit Ost-Java und den kleinen Sunda-Inseln, Ost-Celebes mit den Molukken und weiter mit Neu-Guinea und Australien verbunden. Auf allen diesen Landbrücken fand Tierwanderung nach Celebes und von Celebes ausgehend statt. Höchst wahrscheinlich benötigte sie auch der Mensch zu seiner Verbreitung. Es gelang den beiden Sarasin, auf der Insel kleinwüchsige weddaartige Urstämme nachzuweisen, sogenannte Toala, d. h. Waldmenschen. Da sie solche schon früher auf Ceylon gefunden, drängte sich die Vermutung auf, daß die Toala von Celebes auf dem Landwege herübergekommen sein müssen. Eine solche kleinwüchsige Urbevölkerung hat vielleicht einst vom asiatischen Festland her über die heutigen Inseln bis nach Australien hinüber gelebt. Diesen Spuren nachgehend entdeckten sie eine ganze Anzahl Höhlen, aus denen sie eine Menge von Knochen, Steininstrumenten, Spizen aus Zähnen u. s. w. ausgruben, Funde, die lebhaft an die in unsern Gegenden gemachten erinnern, an Pfahlbauer-Instrumente und die Höhlenfunde in Thayngen im St. Schaffhausen und andernorts.

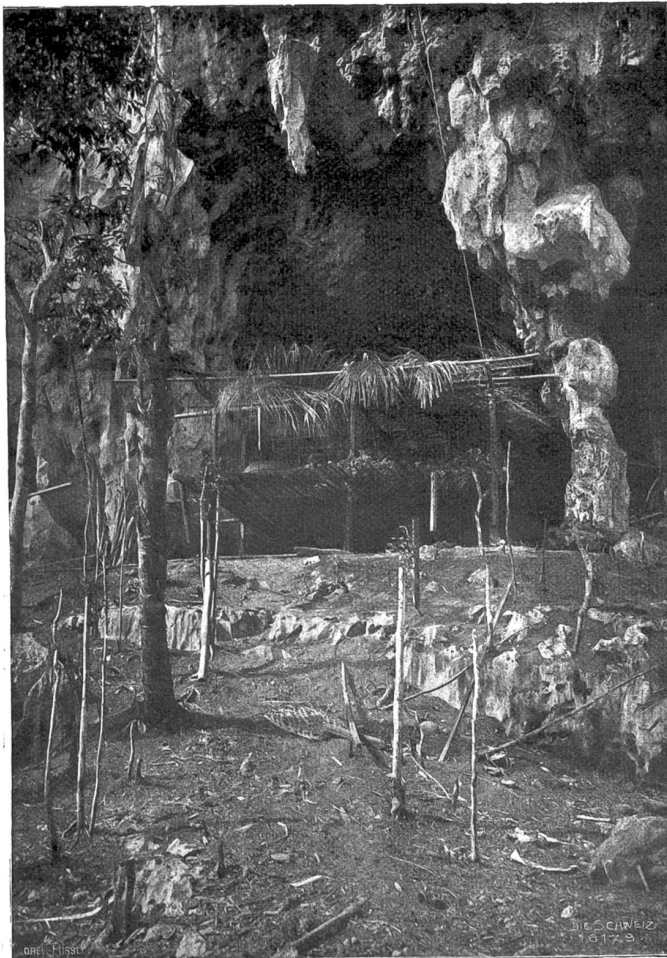
In einer andern Gegend, im Matanna-See, ungefähr in der Mitte der Insel, aber auch an vielen Küstenpunkten fanden die Forscher bewohnte Pfahlbaudörfer. Da deren Anlage gegen Feinde keinen Schutz gewährt, ein solcher gegen wilde Tiere nicht nötig ist, indem es auf Celebes keine gefährlichen Arten mehr gibt, da auch von den Häusern aus keine Fischerei getrieben wird, so erschien den Forschern der von den Eingeborenen ihnen gegebene Erklärungsgrund, nämlich die Reinlichkeit, als der richtige. Sie sind der Ansicht, daß auch bei den europäischen prähistorischen Pfahlbauten die Kanalisationsfrage, d. h. die Wegschwemmung des vielfachen Unrates, der Hauptgrund für die Ansiedelung auf dem Wasser gewesen sein müsse.

So haben die beiden Sarasin eine Menge von wichtigen Entdeckungen gemacht; ihre Namen werden mit Ehren unter den Erforschern tropischer Gegenden genannt werden, und die Schweiz darf sich freuen, durch die erfolgreiche Tätigkeit der beiden Basler Gelehrten auch auf diesem uns fernerliegenden Arbeitsfelde opferfreudige Mitarbeiter zu verzeichnen.

Dr. Adolf Rabholz, Marus.

Schmuggler.

Humoreske von Anna Blum, Rheinfelden.



Celebes. Bewohnte Toala-Höhle Leangjuru.

„Tag, Fritz!“
Mein Onkel Theobald war ins Zimmer getreten, nein, sagen wir lieber geschossen. Man hatte bei ihm stets das Gefühl, als flöge er direkt aus einer Kanone heraus. Jetzt warf er sich mit einer elegant nachlässigen Bewegung auf mein altersschwaches Ledersofa, das ob der ungewohnten Last von zwei Zentnern schmerzhaft aufstöhnte.

„Na, Junge, bist wohl sehr verwundert, mich zu sehen?“ fragte er dann, seine hellen Sommerhosen beliebig ängelnd. „Musste zu meinem Bankier und komme zu dir, um dich zu meinem Geburtstag einzuladen. Bleibst dann einige Tage bei uns. Was?“

Ich sprang freudig von meinem Stuhle in die Höhe: „Sehr gütig, lieber Onkel! Mit großem Vergnügen!“

Ein reizendes Bild stieg vor mir auf: Theobald Sturms jüngstes Töchterlein, das seinem Vater so unähnlich war wie ein Kolibri einem Nilpferde. So unehrerbietig das klingen mag, in einem Punkte besaß der Onkel Ähnlichkeit mit diesem Dickhäuter, in dem undurchdringlichen Fell. Nur schien dieses seine Seele eingepanzert zu haben; denn all meine zarten Versuche, zu ergründen, wie er eine Werbung um Lotti aufnehmen würde, schlugen fehl.

„Na, Fritz, nun mal 'ne Zigarre, aber 'ne gute!“ Der Dickhäuter räckelte sich bequem auf dem Sofa und riß mich mit diesen prosaischen Worten ziemlich unsanft

aus rofigen Zukunftsträumen. Ich eilte zu meinem Zigarrenschränkchen und langte das Kistchen mit den Besten heraus, die ich mir, meines schmalen Geldbeutels wegen, nur sehr selten zu Gemüt führen durfte.

„Ah,“ seufzte der Onkel dann behaglich, „delikates Kraut! Gajt es viel besser als ich. Diese österreichischen Regiezigarren sind mir ein Greuel. Und doch muß man sie das ganze Jahr rauchen, wenn man in diesem vielsprachigen Lande sitzt, wie ich armer Teufel.“

Der Bemitleidenswerteste spielte bei diesen Worten mit seiner dicken goldenen Uhrkette, und der große Brillant am Goldfinger seiner Linken warf blitzende Strahlen durch mein einfaches Messerendartübchen. „Früher, als ich noch jünger war,“ fuhr der Onkel fort, „und dein seliger Vater noch lebte, kam ich zweimal in der Woche zu meinem lieben Vetter herüber und steckte meinen Bedarf an Glimmstengeln in meine Schaffstiefeln, bis ich eines Tages dazufam, wie sie einen Schmuggler auszogen. Da packte mich die Angst, und ich riß die Zigarren aus den Stiefelschäften heraus. Die Zollbeamten machten kuriose Augen zu diesem eigentümlichen Aufbewahrungsort. Aber sieh, wenn ich ein so junger, frischer Kerl wäre wie du, Berthold oder Ernst, würde ich mich nicht weiter besinnen. Wenn ihr als Touristen über den Kronenberg ginget, würde jeder von euch mit Leichtigkeit dem guten alten Onkel hundert Stück Zigarren mitbringen können. Aber die jungen Leute von heutzutage haben eben keinen Schmeiß mehr! Was gäbe ich drum, wenn ich zu meinem Geburtstag die Freude hätte!“

Ein kühner Plan durchzuckte mein Hirn: „Gibst du mir, was ich fordere, wenn ich dir einen tüchtigen Posten Zigarren bringe?“

Der Onkel sah mich mit seinen kleinen listigen Augen einen Moment forschend an, machte aber dazu ein so unschuldiges Schafsgesicht, daß ich ganz sicher war, er dachte mit keinem Gedanken an Lotti: „Fordere alles von mir, nur nicht meine zwei Millionen auf Heller und Pfennig!“

„Geh ich ihm die heilige Versicherung geben konnte, daß ich nichts von Geldeswert von ihm verlangen werde, klopfte es, und mein Vetter Berthold erschien in der Tür. Langsam und majestätisch, als bewege er sich nach den Klängen des Chopinschen Trauermarsches, schritt er auf den Onkel zu. Dabei versuchte er sein Gesicht, das die Farbe eines ausgewaschenen Wildlederhandschuhs hatte, in freundliche Falten zu legen, was ihm aber bei der angeborenen Feierlichkeit dieser Züge gänzlich mißlang.

„Guten Tag, lieber Onkel Theobald!“ hub er an. „Du warst so lebenswürdig, dich in meine Wohnung zu bemühen, um mich zu deinem Geburtstag zu bitten. Ich werde mit dem außerordentlichsten Vergnügen kommen...“

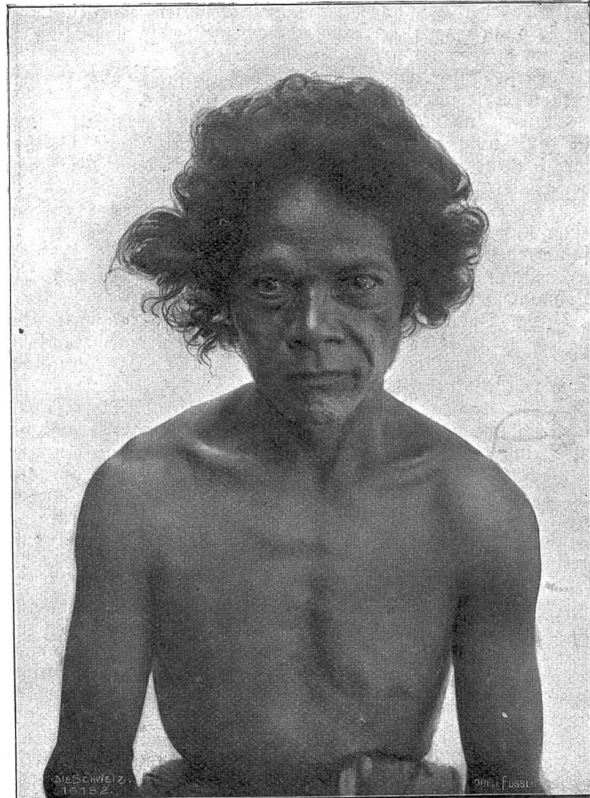
„So, du bist auch eingeladen!“ entfuhr es mir nicht gerade sehr freudig. Es gab keinen Menschen, der mir von klein auf unympathischer gewesen als dieser Musterbetter. Jeden übermütigen Streich, den mein Vetter Ernst Sturm und ich zusammen ausführten, wußte er auszufinden und mit der Miene sittlicher Entrüstung den verschiedenen Tanten und Onkels zu klatschen. Nie hatte er aus der Schule und später bei den juristischen Examen eine andere Note mitgebracht als eine blanke Eins. Er war in jeder Hinsicht so vollkommen und musterhaft, daß Ernst behauptete, Berthold habe sich bei seinem Eintritt in die Welt, als ihn die Wärterin auf dem Arme hielt, sofort artig grüßend gegen sämtliche Anwesende verneigt.

Jetzt hatte ich noch einen besonderen Grund, den Musterjüngling zu hassen; denn im letzten Jahre war er auffallend oft auf das Gut des Onkels gefahren. Wem konnte das anders gelten als Lotti? Und ich meinte, manchmal sei sie auch freundlicher gegen ihn als gerade nötig.

Onkel Theobald hatte unterdessen in seinen Taschen herumgesehen: „Ach ja, ich habe ein Briefchen von Lotti an dich mit, Berthold!“

„Ihm schreibt sie einen Brief, mir schickt sie nicht einmal einen Gruß,“ grollte es in mir. Berthold nahm mit einem süßen Lächeln die Zeilen in Empfang.

„Na, das ist doch stark!“ rief er endlich entrüstet, das Blatt sinken lassend. „Lotti hat manchmal so seltsame Ideen. Höre nur, lieber Onkel, was sie schreibt: ‚Da du zu Papas Geburtstag kommen wirst, möchte ich dich bitten, einige deutsche Zigarren für ihn durchzuschmuggeln. Es soll dir dafür ein süßer Lohn zuteil werden.‘ — wieder slog um Bertholds schmale Lippen das infame Lächeln — ‚von deiner Cousine Lotti. . . . Wie kann sie mir nur so etwas zumuten! Ich bin



Celebes. Toala-Mann (Waldbmensch).

Assessor!“ Er sagte das in einem Tone, als sei er Justizminister. Ich überließ es ihm, seiner Empörung gegen den Onkel Luft zu machen, und ging hinaus, um bei meiner Wirtin ein Frühstück für Onkel Theobald zu bestellen. In der Küche fand ich die gute Alte ganz geknickt auf eine Bank gesunken. „Nein, nein, daß Ihnen das gerade mit Herrn Sturm passieren muß!“ jammerte sie

„Was denn nur, Frau Leberecht? Mein Onkel ist doch ganz wohl? Machen Sie nur ein recht gutes Frühstück für ihn zurecht! Er wird bald fortwollen...“

Die hagere Alte rang die dürrn Hände: „Ja,“ sagte sie mit einer wahren Grabesstimme, „fortwollen“, das glaube ich schon, aber nicht fortkönnen!“

„Wieso denn nur?“ fragte ich nun ernstlich beunruhigt von diesem Kassandraton.

„Er kann nicht fort,“ wiederholte sie in düsterer Verzweiflung. „Er klebt nämlich auf dem Sofa fest. Ich habe es mit Schuhlack angestrichen. Es geht immer eine Weile, bis der trocken ist. Ich wollt’s Ihnen gerade sagen, wie Sie vom Gericht gekommen sind. Aber da rennt der Herr Onkel vor mir zur Türe hinein und wirft sich, baff, auf das Sofa. Und nun sitzt er eben fest, und wenn kein Wunder kommt, klebt er noch dort am jüngsten Tag!“

Ich knickte vernichtet zusammen: „Donnerwetter, Leberechten, das ist allerdings eine schöne Bescherung! Mein Onkel verzeiht mir das nie! Er ist so eitel auf seine tabellose Erscheinung. Wenn doch wenigstens Gottfried da wäre, der hat mir früher immer aus der Patsche geholfen!“

„Mein Mann arbeitet drüben im Garten von Dr. Möller,“ rief die Frau eilfertig. „Ich hole ihn.“

„Fris, Fris,“ rief es jetzt sehr laut aus meinem Zimmer. „Ich muß hinein,“ höhnte ich. „Er hat’s entdeckt. Unheil, nimm deinen Lauf. . . O, Lotti!“

Doch das Bild, das sich bei meinem Eintritt bot, rechtfertigte meine schlimmen Befürchtungen nicht. Onkel Theobald saß noch friedlich in seiner Sofaecke, und ich hörte, wie Berthold zu ihm sagte: „Ja, mein geliebter Onkel, ich begreife das ganz gut und werde mich bemühen, deinen Wunsch zu erfüllen,

verlange aber dein unbedingtes Stillschweigen. Vielleicht darf ich es dann wagen, dir auch mit einer Bitte zu nahen, die du wie ich hoffe, nicht ungen erfüllt wirst . . ."

Mein Nähertreten unterbrach das Gespräch, und Berthold verabschiedete sich hastig, weil er Termin hatte.

"Fritz, ich wollte dir nur noch mitteilen: Frühstückchen kann ich heute nicht bei dir," sagte der Onkel, als nun Berthold meine niedere Behausung nicht mehr durch seine Gegenwart verschönte. "Ich muß gleich abfahren."

Dabei wollte er aufstehen. Ja, "wollte"! Aber wie von einer unsichtbaren Macht zurückgehalten, sank er auf die zusammengesessene Polsterung zurück.

"Donnerwetter, was ist denn das? Es kann doch keine Lähmung sein?"

Der Onkel ist sehr ängstlich mit seiner Gesundheit. Von neuem versuchte er mit aller Kraft sich aufzurichten. Umsonst! "Fritz, lauf doch mal zum nächsten Arzt! Das scheint mir doch sehr bedenklich!"

Mir trat der Angstschweiß auf die Stirn. "Lieber Onkel, vielleicht wenn ich dir helfen könnte . . ." stammelte ich, verzweifelnd nach der Türe schauend. Sollte ich fliehen, den ersten Sturm austoben lassen? Ich wußte, war der vorüber, so lächelte der Onkel wahrscheinlich selbst über sein Mißgeschick. Ehe ich aber einen Entschluß fassen konnte, öffnete sich die Türe und herein kam, klein und unansehnlich wie immer, der gute Engel meiner Kindheit: Gottfried Leberecht. Ob er auch jetzt Rat wußte?



Celebes. Dopebato, vom Fischfang heimkehrend.

Er ging mit seinen festen Schrittchen auf den Onkel zu und machte ihm einen linksischen Kraksfuß: "Guten Tag, Onkel Theobald!"

Zwischen den beiden bestand eine Art feindlicher Hochachtung.

"Guten Tag, hat sich was mit 'Guten Tag', alter Freund!" brummte mein Onkel giftig. "Habe soeben einen Schlaganfall oder etwas Ähnliches gehabt, bin, wie es scheint, an beiden Beinen gelähmt!"

"Na, na, so schlimm wird's schon nicht sein, Onkel Theobald!" brummte der Alte.

Der Onkel sah ihn mit der Würde eines Dalai Lama von oben bis unten an: "Ich bin nicht Ihr Onkel, Leberecht, sondern für Sie Herr Sturm!"

Gottfried nickte gemüthlich: "Weiß ich, weiß ich! Aber meinem Herrn Fritz sein Onkel Theobald waren Sie schon, wie der ein kleiner Knirps und ich Gärtner bei seinem feststehen Vater war. Und nun hab' ich ihn in Kost und Logis, und wir sind glücklich Resendbar geworden, und Sie sind eben noch immer sein Onkel Theobald!"

"Der Kerl bringt mich noch zur Verzweiflung," murmelte mein Onkel grimmig. "Aber nun muß ich fort!"

"Na, da kommen Sie mal, Onkel Theobald!" Gottfried packte den alten Herrn kräftig unter dem Arm und gab mir einen Wink, das Gleiche auf der andern Seite zu tun. "Ihnen werden die Beine eingeschlafen sein!"

"Ja wohl, die Beine einge . . ."

"Ratsch, knarr, prr!" ächzte und riß das alte Leder des Sofas unter unsern vereinten Bemühungen, Herrn Theobald Sturm emporzurichten, aber: "Es ward ihm zum Heil, es riß ihn nach oben!" Eine letzte gewaltige Krastanstrengung, und wir lagen alle drei zu einem "scheußlichen Klumpen geballt" auf dem Boden. Gottfried richtete sich zuerst wieder empor und half dem Onkel auf.

"Es muß doch irgendetwas nicht ganz in Ordnung sein mit Ihren Beinen, Onkel Theobald!" log mein alter Getreuer mit bewunderungswürdiger Frechheit. "Ich würde da vorsichtig sein. Ziehen Sie mal lieber den Ueberzieher von meinem Herrn Fritz über! Es soll heute noch ein starkes Gewitter kommen. Ich werde auf den Bahnhof mitgehen, damit Ihnen unterwegs nichts geschieht . . ."

"Ich brauche keine Kinderumhne," entgegnete der alte Herr hochmüthig. "Mein Neffe wird mitgehen."

Gottfried warf einen bedenklichen Blick auf die Uhr. "Wenn's nur noch reicht, Onkel Theobald! Sie kommen gewiß zu spät!" meinte er, meinem Gaste in den Mantel helfend; dabei gewahrte ich zum ersten Male die Rückseite des Onkels. Sein breiter Rücken hatte eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem eines sehr wohlgenährten Königstigers.

Während wir die Treppe hinabstiegen, fragte der Ahnungslose, mein Gewissen immer mehr belastend: "Nicht wahr, mein Anzug ist tadellos chic? Habe mir ihn eben beim Schneider abgeholt, den alten zum Aufarbeiten dort gelassen. So spart man den Zoll."

"O, Himmel," stöhnte ich innerlich, "es war also ein noch ganz neuer Anzug!" Meine Hoffnungen auf Lotti schwanden wie ein letztes rosiges Wölkchen am nächtlichen Himmel.

Am Bahnhof traf der Onkel eine ihm bekannte Dame und verwickelte sie, trotzdem der Zug zur Abfahrt bereitstand, in ein lebhaftes Gespräch. Endlich sagte die junge Frau: "Ich glaube, Sie müssen einsteigen, Herr Sturm. Der Zug fährt sonst ohne Sie ab."

"Liebe, gnädige Frau," erklärte mein Onkel mit lebenswürdiger Unfehlbarkeit, "das ist mir noch nie passiert!"

Er plauderte, dem Zuge den Rücken kehrend, weiter. Der Schaffner schlug die Türen zu.

"Onkel," mahnte ich jetzt dringend, "es ist die höchste Zeit!" "Mein lieber Fritz," entgegnete der Onkel im Tone beleidigter Würde; denn er konnte es nicht vertragen, wenn man seine Rede unterbrach, "mir ist noch nie ein Zug fortgefahren!"

"Tsch, Tsch, Tsch!" tönte es in diesem Augenblicke hinter seinem Rücken. Der Bahnzug hatte sich in Bewegung gesetzt und dampfte zur Halle hinaus. Daß Herr Theobald Sturm in diesem Augenblicke geistreich ausah, hätte sein eisrigster Bewunderer nicht behaupten können. Eine Weile starrte er, zur Salzsäule geworden, dem so gleichmüthig entleeren Dampftrasse nach; dann brach er in die klassischen Worte aus: "Das ist einfach eine Unverschämtheit!"

Ich weiß nicht, wem er die größere Schuld an seinem Mißgeschick beimaß, mir oder der hübschen blonden Frau, von der er sich mit einer sehr kühlen Verbeugung verabschiedete. Noch nie in meinem Leben habe ich jemand so schimpfen gehört wie meinen teuern Anverwandten auf dem Rückwege nach meiner nahegelegenen Behausung.

Unter der Türe empfing uns Gottfried, als Triumphsäule frisiert: "Na, Onkel Theobald, habe ich es nicht gesagt, es sei zu spät? Ich habe gleich den Frühstückstisch für zwei gedeckt, Herr Fritz. Um zwölf Uhr fährt der Schnellzug über Großbach: den können Sie noch erreichen, Onkel Theobald, wenn Sie sich mit dem Essen beeilen. Nachher gehe aber ich mit auf die Bahn."

Der Onkel ließ nur einen Laut unterdrückter Wut hören. Er hatte sich auf dem Wege so satt geschimpft, daß er ganz außer Atem war. Aber Leberecht hielt Wort. Als der Onkel sich zum zweiten Mal auf den Weg machte, blieb er wie ein Schatten an der Seite des Ergrimmten. Mein Leberecht setzte ihn in sein Abteil erster Klasse. Mein Leberecht knöpfte dem vollständig willenlos Gewordenen, trotz der recht anständigen Wärme, den Mantel bis zum Halse zu und verabschiedete sich mit den Worten: "Wäre ich nur das erste Mal gleich mitge-

gangen, dann wären Sie nun schon bald zu Hause, Onkel Theobald!"

Erst nachdem sich dieser getreue Eckart zurückgezogen, fand mein Onkel die Sprache wieder. Mit dunkelrotem Kopf beugte er sich zum Fenster heraus: „Nächstes Jahr werde ich nicht nach Marienbad gehen, sondern mir deinen Gottfried Leberecht kommen lassen; der ärgert mir an einem Tage mehr Fett vom Leibe, als ich bei der ganzen Kur verliere!"

* * *

Als ich nach Hause kam, fand ich meinen Vetter Ernst Sturm vor. Er war Verwalter auf einem nahegelegenen Gute. „Der Onkel hat mich eingeladen, ich sollte ihm hierher Antwort bringen," begann Ernst. „Da er fort ist, muß ich schriftlich abfragen."

„Wie schade, alter Junge, geht's denn wirklich nicht? Habt ihr denn gerade jetzt so viel zu tun?"

Eine leichte Röte fuhr über sein gebräuntetes Gesicht: „Das nicht; aber es ist besser für mich, ich gehe nicht hin."

Durch seinen seltsamen Ton regte sich die Eifersucht in mir. Ich sah ihm in die Augen: „Ist es wegen der Cousine?"

„Ja," entgegnete er schen. Ich sah, es wurde dem zurückhaltenden Menschen recht schwer, über sein Gefühl zu sprechen. Also, er liebte Lotti auch. Mußte sie denn allen Männern die Köpfe verdrehen?

„Sieh, mein Alter," fuhr Ernst in seiner schlichten Weise fort, „ich hatte sie schon lieb, wie sie noch ein Kind war, und immer mehr, je größer sie wurde. Aber ich hatte ja in meiner abhängigen Stellung nie Aussicht, um das reiche, verwöhnte Mädchen werben zu dürfen. Nun höre ich, wie du und Berthold alle zwei, drei Wochen hinüberfahret. Berthold hat mir neulich Andeutungen darüber gemacht, daß er sich nächstens um eine der Cousinen bewerben will. Er ist sich nur noch nicht recht klar, welcher der beiden er den Vorzug geben soll. Aber ich meine, da kann im Ernstfalle doch kein Zweifel sein. Da ich nun aber gemerkt habe, wie gern auch du in Schönwald bist... Dir gönnte ich sie soviel mehr als diesem hochmütigen Musterknaben..."

Ernst sah mich mit seinen treuen Augen herzlich an. Ich schüttelte ihm kräftig die Rechte. „Was bist du für ein guter Kerl! Ich gönnte sie keinem andern und möchte am liebsten jeden auf Pistolen fordern, der mir Lotti..."

Ernst fuhr wie von einer Tarantel gestochen in die Höhe.

„Lotti, du meinst Lotti," stammelte er.

„Und du, du?" fragte ich zurück.

„Ich meine natürlich Dora."

Wie zwei Bäckfische stürzten wir uns in die Arme und gaben uns einen herzhaften Kuß. Dann faßte ich Ernst an beiden Ohren und sagte höchst respektlos, obgleich er acht Jahre älter ist als ich: „Du Schafskopf, hast du denn vorige Weihnachten nicht gesehen, wie ich immer und immer um Lotti herum war?"

„Ja, das schon; aber sie kommt mir immer vor wie ein halbes Kind, und neben Dora..."

„Na, jeder hat eben seinen eigenen Geschmack! Alter Ernst, ich bin riesig froh, daß wir keine Nebenbuhler sind, sondern vielleicht noch mal Schwäger werden!"

Er lächelte sein altes melancholisches Lächeln: „Ich bin all mein Lebtag im Schatten gewesen und werde auch nie an die Sonne kommen. Sieh, früher hab' ich wohl auch darauf gehofft, wie ich ganz jung war, wenn mich Dora mit ihren großen braunen Augen so freundlich ansah."

„Na, weißt du, man kann doch auch wirklich seine Freude an dir haben! Sei doch nicht so mutlos, Bruderherz! Sieh, da fällt mir etwas ein, worüber ich in meinem Egoismus nie nachgedacht habe! Ich hatte eben immer nur Lotti im Kopfe. Wie wir das vorige Mal in Schönwald ankamen, standen die beiden Schwestern mit lachenden Gesichtern unter der Haustüre. Als nun aber nur Berthold und ich ausstiegen, rief Lotti: „Wo habt ihr denn Ernst gelassen, kommt er wieder nicht mit?" Dora war plötzlich sehr blaß und mit Tränen in den Augen in das Haus zurückgetreten. Warum ist Dora davon geeilt?" fragte Berthold. „Wahrscheinlich weint sie Freudenstränen, daß ihr gekommen seid!" entgegnete Lotti, der Kobold."

Ernst sah traurig zu mir herüber: „Nun willst du in mir eine Hoffnung erwecken. Warum tust du das? Ich kann es noch eher ertragen, ihr fern zu sein und gar kein Licht zu sehen, als das Glück so leuchtend und greifbar nahe vor mir

zu haben, wie du es mir zeigst, und dann doch wieder in die alte Trostlosigkeit zurücksinken zu müssen. Das macht erst wirklich unglücklich und vergiftet das ganze Leben!" Er hatte eine Photographie der beiden Schwestern Sturm, die auf meinem Schreibtisch stand, ergriffen und starrte so unverwandt darauf nieder, daß ich fürchtete, seine Blicke könnten ein Loch in das Bild brennen. Ich schwor mir innerlich bei Brahma, Wischnu und Schiwa, daß er doch mitkommen müsse.

„Du zerstörst auch meine Hoffnungen," begann ich melancholisch. „Ich hatte die letzten Male nie Gelegenheit, Lotti allein zu sprechen, und rechnete sicher auf deine Hilfe," heuchelte ich weiter; denn ich kannte Ernsts große Gutmütigkeit. Es war ihm unmöglich, einer herzlichen Bitte zu widerstehen. „Ist's denn wirklich ein so unmenschliches Opfer für dich, noch einmal mitzukommen, um mir dazu zu verhelfen?"

Ich merkte, daß Ernst schwankend wurde.

„Nun ja," meinte er zögernd, „vielleicht diesmal noch! Es wäre gut zu überlegen. Dann sähe ich Dora doch noch einmal wieder!" Er nahm seinen Hut und verabschiedete sich hastig: „Ich lasse dir morgen Antwort sagen; Friz, ob ich mitkomme!"

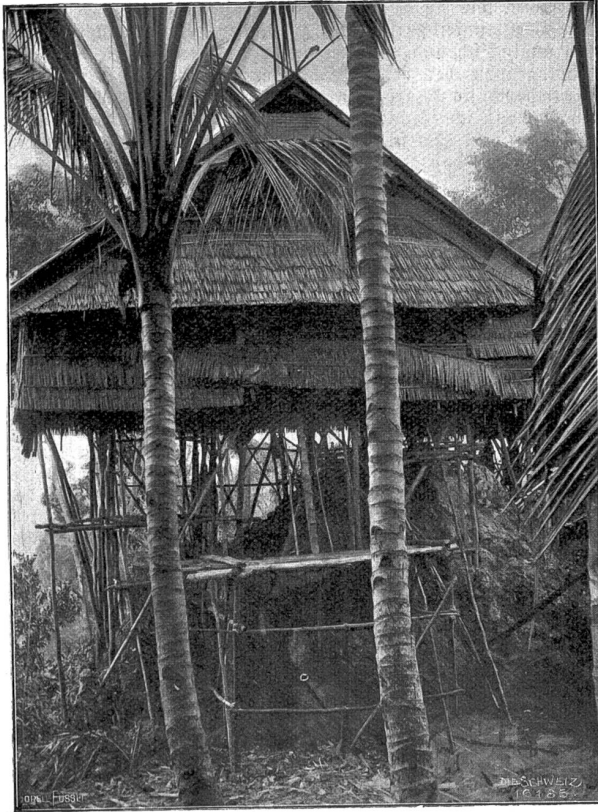
* * *

Am Sonntag dampften wir drei Vettern wirklich dem Grenzorte zu. Ich hatte noch am Morgen vor unserer Abreise ein Briefchen von Lotti bekommen, in dem es hieß: „Papa wäre, der Klauenseuche wegen, beinahe nicht über die Grenze gekommen. Man hielt ihn allge-

mein für ein Zebra. Es schwant ihm, daß seine rückseitige Verdunkelung mit Deinem alten Sofa zusammenhängt. Zwei Tage lang durfte Dein Name nicht genannt werden. Und als ich doch einmal so unvorsichtig war, es zu tun, erbeute das alte Stammhaus der Sturm in seinen Grundmauern unter dem Hornesaussbruche seines Herrn. Am dritten Tage gläteten sich die hochgehenden Wogen. Vater fing von selbst an, von seinem Geburtstage und den zu erwartenden Gästen zu sprechen. Zwei der alljährlichen werden wohl absagen," meinte Dora, „Ernst und Friz! Da geriet Papa nun wieder aus dem Häuschen. Ob man nicht einmal seine Ansicht über einen Neffen aussprechen dürfe, ohne daß dieser zum Danke alle Fa-



Celebes.
Toradja vom Towuti-See im Schuppenpanzer.



Haus in Zentral-Celebes.

milienbände zerschneite . . . Na also, Du Schwarzfärber, zerschneide die Familienbände nicht, sondern komm am Sonntag! Suche aber nach irgend einem Besänftigungsmittel!"

Das Besänftigungsmittel trug ich nun bei mir: dreihundert Stück auserlesene feine Zigarren hatte mir die Leberrechten in meinen lederen Jagdrock eingenäht. Heißer kann es dem heiligen Laurentius auf dem Roste nicht gewesen sein als mir in diesem Panzer von Leder und Tabak. Ich bekam die Hitze des höllischen Feuers schon zu kosten, ehe ich die schwere Sünde des Schmuggelns begangen hatte.

"Es ist heute eine sehr angenehme Temperatur, gar nicht heiß," versicherte mein Vetter Berthold, der frisch und kühl, als sei er soeben aus einem Eisschrank genommen worden, am offenen Fenster saß. "Findest du nicht auch, lieber Fritz?" Dabei nahm er seinen großen Panamahut mit einer Sorgfalt vom Kopfe, als entferne er die Hülle von einem sehr kostbaren Kunstwerk.

Himmel, wo hatte der Kerl nur seine Zigarren verborgen?

Sein weißer Anzug schlotterte so natürlich um die hagere Gestalt, nirgends eine verschönernde Verdickung an diesem Skelett.

Aber daß er so wenig wie ich sein verruchtes Vorhaben aufgegeben, erfuhr ich aus dem Umstand, daß er gleich nach unserm Zusammentreffen auf dem Bahnhofe fragte: "Nicht wahr, es bleibt doch bei unserer Abmachung: wir fahren nur bis Beerenheim und gehen zu Fuß über den Kronenberg?"

Berthold sträubte sich sonst mit Händen und Füßen gegen Fußtouren, also mußte seine Bereitwilligkeit einen besondern Grund haben. Ernst hatte ich natürlich in meinen Schmuggelplan eingeweiht. Der gute Kerl wäre auch mit mir an den Südpol gewandert, wenn er mir dadurch die Aussicht eröffnet hätte, Lotti zu gewinnen.

Jetzt saß er mir gegenüber und lächelte mir von Zeit zu Zeit ermutigend zu.

"In zehn Minuten sind wir in Beerenheim," tröstete er endlich nach einstündiger Fahrt.

"Gott sei Dank!" stöhnte ich mit erlöschender Stimme. "Noch eine Stunde in diesem Marterkasten, und ihr hättet nur noch meinen Lederrock an den Onkel abliefern können; ich selbst wäre vollständig zerschmolzen gewesen!"

Alle menschliche Dual nimmt ein Ende, so auch die meine. Eine halbe Stunde später saß ich in Hemdbärmeln, meinen Marterpanzer gut bewacht neben mir, im Lamm zu Beerenheim und ließ das kühle Pilsener mit unsagbarer Wonne durch meine lechzende Gurgel laufen.

Wir erkundigten uns bei der Wirtin nach dem nächsten Weg nach Schönwald. "Wollen die Herren wirklich über den Kronenberg gehen?" fragte sie ängstlich. Sie hatte ein Gesicht, als seien sämtliche Sorgen der Welt auf ihr abgeladen worden.

"O heiliger Nepomuk, es gibt noch heute ein starkes Gewitter! Sie werden auch in die Dunkelheit kommen, und dann treibt sich lobiel Gefindel in der Gegend herum, freche Schmuggler . . ."

Vetter Bertholds gelbliches Gesicht tauchte sich plötzlich in zarte Rosenglut, und auch mir hartgesottenem Sünder wurde es etwas schwül. Es war mir, als hätte uns die Alte bis ins innerste Herz durchschaut.

"Wollen die Herren nicht bis morgen warten?" fuhr die Nebelige fort. "Gleich früh kommt ein Wagen vom Schloß. Das gnädige Fräulein Lotti wollte nämlich dem gnädigen Herrn unsere zwei Bernhardinerrunde schenken. Aber, heiliger Nepomuk, das Unglück: der eine ist gestern in den Wald gelaufen und angeschossen worden! Nun kann ich nur den einen schicken . . ."

"Wir können nicht bis morgen warten," unterbrach ich den Nebelfluß der Alten.

"Aber da nehmen die Herren doch den Reinhold Wunderfüß mit? Der ist in Siebendorf, dicht an der Grenze, daheim. Er arbeitet hier in einer Ziegelei. Der Weg über den Kronenberg ist gar nicht leicht zu finden . . ."

"O, ich kenne den Weg ganz genau," meinte Berthold hochfahrend. "Ich bin vor zwei Jahren einmal mit Fräulein Sturm rübergefahren. Mein Orientierungsvermögen ist ausgezeichnet . . ."

"Na, weißt du, Berthold, darauf wollen wir uns lieber nicht zu fest verlassen, zumal da Fritz und ich noch nie über den Kronenberg gegangen sind! Bringen Sie mal lieber Ihren wunderschönen Reinhold, Frau Wirtin!" (Fortsetzung folgt).

—❁— Frühling —❁—

Von hohen Firnen leuchtet so grell
Der Schnee in mein düsteres Zimmer,
Es locket die warme Sonne so hell
Hinaus in den goldigen Schimmer.

Vom nächsten Dache die Amsel singt
Ihre ewig neuen Lieder;
Ich horche, bis mir im Herzen klingt
Die süße Weise wieder.

Nun singen wir beide von seliger Zeit,
Von süßem Lieben und Leiden,
Es flopfet das Herz, es dehnet so weit
Die Brust sich sehnend uns beiden.

So komme, o Frühling, und mache es wahr
Und laß deine Sonne uns glänzen,
Laß grünen die Bäume und schmücke dein Haar
Mit Blüten und duftigen Kränzen

Da schleicht es wie Schatten hin übers Gefild,
Es neigt sich zum Scheiden die Sonne;
Wie küßt sie die weißen Berge so wild —
Die schauern in glühender Wonne.

Der Sänger verstummt, auch mir zerreißt
Im Busen die tönende Saite;
Die Firnen hüllet ein nächtiger Geist
In nebelumwobene Weite — — —

† Carl Josephy.

